

Amerikanische Sorgen

Was wird aus den Alkoholschmugglern?

Die Prohibition wird über kurz oder lang, trotz ihrer neuerlichen Aufrechterhaltung durch den Senat, abgeschafft oder zumindest stark gemildert werden. Das ist bereits eine Tatsache, mit der alle Amerikaner rechnen, vor allem auch die Mitglieder des Alkoholverbotes. Die Bootleger, die das Gros der amerikanischen Unterwelt bilden, werden in absehbarer Zeit drohtlos sein, wenn sie sich nicht zur rechten Zeit auf andere Erwerbszweige umstellen. Die Gefahr des Gangsterwesens ist heute drohender denn je; das Gesetz hat es sehr schwer, sich Geltung zu verschaffen, und die moralische und rechtliche Bewunderung als eine natürliche Folgeerscheinung des oft durch bestochene Beamte konjunktionierten Unterwelttreibens nimmt immer größer werdende Ausmaße an. Wenn man vernimmt, daß das organisierte Verbrechertum den Staatshaushalt und die Volkswirtschaft jährlich mit rund 11 Milliarden Dollars belastet, dann kann wohl ohne Uebertreibung von einer nationalen Gefahr gesprochen werden. Die Hauptstütze an diesen Zuständen gibt man in Amerika allgemein für die völlig unzureichende Gesetzgebung, zu deren Verbesserung in letzter Zeit von juristischer Seite energische Maßnahmen vorgeschlagen wurden. Besondere Beachtung hat die Forderung von Dr. Barnes gefunden, der früher Rektor an der Universität Kalifornien war. Er verlangt für den Staat Kalifornien die Einführung eines Gesetzes, ähnlich dem, durch das die Amerikaner nach der Ueberrahme der Philippinen im Jahre 1898 die auf den Inseln herrschende Anarchie und das organisierte Banditentum in kurzer Zeit beseitigten. Nach diesem Gesetz wurde allein die Jugendschulung zu einer Verbrechergesellschaft als Verbrechen erklärt und mit Todesstrafe oder zumindest 20 Jahren Gefängnis bestraft. Durch diese drastische Maßnahme war das Verbrechertum auf den Inseln binnen Jahresfrist ausgerottet. Auch in Kalifornien sollen, gegen deren Strich eine Revision zulässig sein soll, Um jegliche Korruption auszuschalten, müssen die Richter äußerst sorgfältig ausgewählt werden. Wenn die Richter und Jurgen erst die Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen verloren hätten, wenn ihnen der unbedingte Schutz des Staates gewährleistet würde, schließt Barnes seine Aufforderung, so dürfte man hoffen, daß die Bevölkerung wieder Mut fasse, und alles zur Vernichtung der Banditen beitragen werde.

Da nun mit dem Alkoholschmuggeln in Wäbe nichts mehr zu verdienen sein wird, versuchen die Banditen in erster Linie den bevorstehenden Verfall in ihre Gewalt zu bekommen, und soweit es möglich ist, ihre Organisationen in den Dienst des zu erwartenden legalen Getränkeverkehrs zu stellen. Bei diesen Bemühungen kommt ihnen sehr zu statten, daß es ohnehin — wenigstens in Chicago — kaum einen Erwerbszweig mehr gibt, in dem die Vertreter der Unterwelt nicht ihre dankbaren und einträglichen Geschäfte machen. Nur die Milchversorgung von Chicago konnten sie nicht in ihre Hände bringen; das scheiterte an dem Widerstand der vereinigten Milchhändler. Allerdings mußte das Büro des Milchinspektors in eine gepanzerte Festung umgewandelt werden, und der Leiter kommt nur noch mit einem Panzerwagen ins Geschäft. Man schätzt, daß die Kader des Einkäufers von Chicago jährlich mehr als 145 Millionen Dollars kosten.

Zuletzt versuchen die Banden in Chicago und New York das Autofahren in ihren Besitz zu bekommen. Unternehmungen, die für sie ungeheure Bedeutung besitzen. Außerdem begt man die berechtigten Befürchtung, daß die Gangster in Zukunft sich noch mehr mit dem „Kidnapping“, dem Rauben von Kindern zu Erpressungszwecken, beschäftigen werden. Die sonst so gelobte und als Vorbild hingehaltene amerikanische Volkspolizei ist diesen verhängnisvollen Treiben einfach nicht gewachsen, solange das Gesetz noch solche Lücken aufweist, durch

die geschickte Verbrecherräte ihre Schlinge immer wieder entschlüpfen lassen können.

Aus Welt und Leben

Ein früher Fremdsprachen-Unterricht für Kinder von Vorteil? In manchen Kreisen erhalten die Kinder schon mit zwei Jahren durch Erzieher und Gouvernanten Fremdsprachenunterricht. Auch bei den im Ausland lebenden Familien sind die Kinder frühzeitig an den Gebrauch von zwei Sprachen gebunden. Wer jedoch der Ansicht ist, daß man den Kindern durch diesen frühzeitigen Unterricht ein besonders geeignetes Mittel für den Lebenskampf mitgeben könne, muß sich durch die jüngsten Untersuchungen von Dr. Zander eines Besseren belehren lassen. In diesem Nebeneinander ist es nämlich gerade der Gebrauch der Muttersprache, dessen Erziehung verzögert und dann überhaupt beeinträchtigt wird. Die geistigen Fähigkeiten der Kinder leiden außerordentlich. Der Umgang, die beiden Sprachen beim Sprechen aneinander zu halten, führt dazu, daß ein förmliches Gegeneinander von seelischen Reaktionen empfunden wird. Beobachtungen haben ergeben, daß Menschen, die bereits in der frühesten Kindheit mehrere Sprachen gleichzeitig lernen mußten, Erkrankungen des Gehirns aufwiesen, die durch Sprachstörungen zu Tage traten. So verlor die Bortelle, die sich mit dem frühen Erwerb von Sprachkenntnissen verknüpfen, auch sein mögen, so gefährlich sind andererseits die damit verbundenen Gehirnerkrankungen, denen fernerlich die größere Bedeutung zukommt.

Lippenkrebs. Aus einer Statistik der Lippenkrebsfälle geht hervor, daß Lippenkrebs eine Männerkrankheit ist. Von 173 Patienten waren 169 Männer und nur 4 Frauen. Dieser Unterschied ist so groß, daß man der Sache auf den Grund ging, und da fand man, daß von den 169 männlichen Patienten 123 Raucher oder Zigarettensmoker und nur 46 Nichtraucher waren. Der Lippenkrebs hängt also eng zusammen mit dem Rauchen und Raucher sind auch diejenigen, in deren Familien Krebs erblich ist. Vorsicht üben und ihre Lippen ab und zu unteruchen. Lippenkrebs macht sich in Gestalt von geschwulstigen Lippen, weißlicher Entzündung, Warzenähnlichen oder wulstigen Gebilden bemerkbar. Bei rechtzeitiger Behandlung ist Lippenkrebs in 75 bis 90 Prozent der Fälle heilbar.

Kellame ist alles. In Budapest hatte in der letzten Zeit eine Dame Aufsehen erregt, die stets dicht verkleidet fast jede Nacht in Begleitung eines Negersängers in den verschiedensten Vergnügungsalons erschien und dort bis zum Morgen blieb. Es hieß, die Dame sei die Gattin eines Schriftstellers, nach anderer Haltung aus eines Diplomaten, die eine Wette eingegangen sei, trotz ihrer regelmäßigen Besuche nicht erkannt zu werden. Zwei handfeste Stammgäste eines Tanzlokals, ein Bozer und ein Artist, hatten sich nun vorgenommen, das Geheimnis des verkleideten Bildes zu Lutz zu lassen. Als die schöne Unbekannte im Morgengrauen die Straße betrat, stürzten die beiden „Verschworenen“ auf sie zu und rissen ihr den dichten Schleier vom Gesicht. Bei dem gerichtlichen Nachspiel, das die unprognostizierbare Seite vor Gericht hatte, stellte sich dann heraus, daß die Dame von den Eigentümern der Vergnügungsalons engagiert worden war, um durch diese Roserode Kellame zu machen.

Ein „Loter“ soll bestraft werden. Die Gesetzparagrafen verlangen von den Rentnern oft wunderliche Dinge. So brachten sie jüngst die Gerichtsbehörde in Balfast (England) in größte Verlegenheit. Ein gewisser F. Burford hatte England vor mehr als 20 Jahren verlassen. Inzwischen hatte sein Bruder und die Verwandten suchten nach dem Ausge-

wanderten. Aber vergebens. Sie erwirkten dabei die Todeserklärung. Nun aber kehrte F. Burford heim. Die Verwandten wollten ihm sein Erbe nicht herausgeben. Das Gericht bedauerte, ihm nicht helfen zu können, da er ja „tot“ sei. Er mußte die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen und dies brauche sehr viel Zeit. So ging F. Burford zum Hause seines Bruders und wartete zwei Fenster ein. Als ihm ein Schatzmann verhaftete, sagte er ruhig: „Sie können mir gar nichts tun. Ich bin ja tot.“ Bei der nun folgenden Gerichtsverhandlung verzeigte sich der Angeklagte darauf, daß er als Toter nicht verurteilt werden kann. Und das Gericht weiß heute noch nicht, was es in diesem Falle tun soll.

Raubtierjagd im großen Stil Mexiko treiben. In Europa hat man bekanntlich die Silberfuchsfarmen, die Nutzfarmen und andere Raststationen für Pelztiere eingeführt, um genügend Felle zu produzieren und einen neuen Wirtschaftszweig zu schaffen. In Mexiko ist man nach einem Bericht der „Newport Times“ mit derartigen Kleinigkeiten nicht zufrieden. Mit amerikanischem Kapital ist im Staate Guanajuato ein großes Terrain zur Gewinnung von Tigern, Leoparden und Pumas recht günstig. Die Firma hat in ihrem Prospekt, der dieser Tage erschienen ist, erklärt, daß sie ihre Produktion schon im Jahre 1934 auf 1200 bis 1400 Häute pro Jahr zu bringen hofft.

Neuer neue Schalldämpfer für Motorräder werden zur Zeit in der Versuchsanstalt der Technischen Hochschule Berlin Versuche angestellt. Es soll versucht werden, das außerordentlich störende Knattern zu vermeiden, ohne daß die Leistungsfähigkeit der Motoren dadurch herabgemindert wird. Es ist bereits eine Vorrichtung erprobt worden, die von der Industrie nach und nach bei allen Motorrädern angebracht werden soll. Ferner hat die Versuchsanstalt Verbesserungen an den Signalen herausgebracht, die eine Verminderung der Dampfergeräusche bei völliger Wahrung der Betriebssicherheit zum Ziele habe. Auch die Möglichkeit, die Belastung durch Staub und üblen Geruch durch die Abgase der Kraftwagen herabzumindern, wurde in Erwägung gezogen und zufriedenstellend gelöst. Die Versuchsanstalt befaßt sich auch mit dem Knattern der Bordräder von Kraftfahrzeugen, das die Fahrsicherheit stark beeinträchtigt.

Humor

Und möglich. In einer Provinzstadt hatte sich ein Affessor mit der kleinen Aude B. verlobt. Ein Zufall unter den Frauen hängt an.

„Ist sie denn reich?“ fragt die eine.
„Ja!“ meint die andere.
„Dann ist sie sicher schön?“
„Keine Spur — höchstens netter Durchschnitt!“
„Vielleicht hat sie aber gute Beziehungen. So was hilft heute ungemein!“
„Richt daß ich wüßte!“ meint eine, die sonst immer alles weiß.

„Das soll nun einer begreifen,“ gerichtet man sich den Kopf. „Barum mag er sie nur nehmen?“
Da sagte eine junge Frau lächelnd: „Vielleicht aus Liebe, meine Damen!“

Dialekt-Mißverständnis. Um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts reiste der sächsische Minister von Glogbi nach Berlin. Die Tornwache hielt ihn an und fragte nach Namen und Charakter. „Ich bin der sächsische Minister Glogbi.“ „Hat Sie geloben, is egal. Aber ichene Minister haben die Sassen, wenn sie nicht man jenan wollen, wat sie sind.“ Damals war die Amtsdauer eines Ministers unvergleichlich länger als in unsern Tagen — bleibt der Dialekt als die einzige Entschuldigung für dieses Mißverständnis.

Alpensymphonie

Roman von Friedrich Lange.

Urheberrecht: Verlag F. Lange, Hohenstein-Tr. (Sa.)

65) Neben der Dingesankenen Blah nehmend, regrieff er ihre Hände, suchte nach Worten und fand keine. Nur soviel entsand er, daß die Reizung dieses treuen Geschöpfes vielleicht ebenso groß und mächtig war, wie die alle Begriffe in den Schwärzen stehende Trilala-Wordwand.

Im tiefsten Innern wünschte sich Toni Weidlinger leht den Tod. Koch vor der Antwort Kerchhoffs, wie sie auch ausfallen mochte! Ja, so weit war es mit der ehemals so leidenschaftlichen Toni innerhalb weniger Wochen gekommen. Sie, die vor kurzem noch beherztlos einem Rainer Widor vertraute, glaubte jetzt versinken zu müssen vor Scham, weil sie sich Gerbard Kerchhoff entsetzt!

Der fand angesichts der Verdrüsslichkeit die rechten Worte, sprach mit einer Beherrschtheit und Gewandtheit, die er sich im Moment selber nicht zugestant hätte. Hier ist jaht und einfühlend, dann einfühlend und bewundernd.

Auf diese Weise erfuhr Toni, was sie zum Teil abnte, zum Teil schon gewußt hatte: Daß sie zu spät kam, daß ihr eine andere den Rang streitig gemacht hatte! Und diese andere hieß Ursula Trilala.

Hand in Hand sahen die beiden Menschen im Grün der Ratten, wie vom Himmel gefallen, der sich in einem durchdringlichen, dunklen Blau über ihnen bannete. Und merkwürdigerweise wurde Toni ruhiger, je weiter der Mann neben ihr in seinen Ausführungen kam, je mehr sich ihr die Anschaulichkeit ihrer fühlenden Liebe enthüllte. Bitterkeit rührte das dabei, daß Kerchhoff gegen sich und sein Geheimnis genau so rücksichtslos war, wie sie, als sie sich ihm offenbarte. Die Wange hand auf gleich und gleich, man brauchte sich nicht voreinander zu schämen.

„An Salet fackerte der Wille zum Besitz in mir auf,“ gestand Kerchhoff unerbittlich. In Salzburg bei der ersten Begegnung mit Widor jedoch sah ich ein, daß ich mich rein äußerlich mit diesem hübschen Bengel nicht verfehlen konnte. Ich sagte meine Wünsche ein. Ursula rächte für mich in weite, unerreichbare Fernen. Ohne große innere Kämpfe wußte ich mich zu beherrschen.“

Toni hob den Kopf. Ihr schönes, vörschwarzendes Gesicht trug einen hehren, krenigen Ausdruck zur Schau, als sie einwarf: „Und doch haben Sie Widor die Geliebte abspenstig gemacht.“

Dieser Bozmann verlegte den Erzähler nicht. Er konnte ihn leicht entkräften.

„Das stimmt nicht, liebe Toni! Ich nahm den Kampf mit Widor erst auf, als ich sah, daß seine inneren Qualitäten nicht Null waren. Aber das allein hätte mich nicht zu dem Schritte bewegen, wenn ich nicht aus Ursulas eigenem Munde

gehört hätte, daß ihr Widor natio deutete. Sie hatten ein Jahr lang eine oberflächliche Freundschaft gepflegt. Von einer tiefer gehenden Neigung zwischen den beiden konnte keine Rede sein.“

Toni ertrug die Wahrheit viel tapferer, als nach dem Vorangegangenen voraussehen war. Seite an Seite wanderten sie weiter, verstimmt und beruhigt. Man hätte sie in ihrer achtungsvollen Vertraulichkeit für ein Geschwisterpaar halten können. Allerdings: Wie es in Tonis Innern aussah, erfuhr niemand —

Als sie wieder einmal Rückschau hielten, sagte das Mädel, mit gestrecktem Arm auf die Nordwand weisend: „Und ich behaupte trotzdem: Es ist der blanke Selbstmord!“

Kerchhoff hörte es. Schweigend wandte er sich ab. Drei Stunden später traf Andreas Stahler ein, der Führer für den nächsten und eoll. übernächsten Tag, falls sie in der Hand zum Winteren gezwungen wurden. Die Männer boten sich an und hatten aberhand zu besprechen für die große Klettertour. Dann legte man sich zeitig auf die Matratzen.

Wenn Frauen um Liebe weinen... In dieser Nacht gab es gleich zwei: Toni Weidlinger und ihre ebenso unglückliche Rivale Ursula Trilala. Beide sahen sich verzweifelt von ein und demselben Mann. Beide zeigten sich neugierigen und forschenden Blicken am Tage heiter und unbewogen, nannte aber erlitten sie ihr Leid in den Nächten. Jeder von ihnen schloß der Heißhuh, der bittend mahnte: „Ragt ait weinen!“

Toni hatte sogar einen rucklosen Gedanken, den sie im Dunkel der Nacht ernsthaft erwog, wie ja überhaupt die Finsternis verwegenen Phantasien günstig ist: Sie nahm sich vor, die „andere“ aus dem Felde zu schlagen wie Kerchhoff seinen Rivale Widor beiseite schob!

Dieser Plan war so über nicht und hatte allerhand für sich. Denn eine Frau von den Qualitäten Toni Weidlingers über ihren Willen energisch dafür einsetzte und alle Frauen-ist darauf verwandt, hätte Kerchhoff zumindest einen schwereren Stand gehabt, nochmal während dieser verwirren Tag, die unter das Kapitel „Mißverständnisse“ fielen.

Aber wie so vieles, was nachts geboonnen wird und den Wang der Sonne nicht ausbält, so auch das Vorhaben Tonis. Sie war einfühlend genug, ihr Beglitten selber zu verurteilen.

Nein, nein, diese Gedächtnis mußte aus sein, ein für allemal! Eine mit Verrat belastete Liebe wird kaum jemals von Dauer sein. In den Ereignissen der jüngsten Zeit war die junge Rädchenin gereift, sie verfuhrte nun nicht mehr über genau Verhörsfragen, um sich kostbarer in solche Abenteuer zu stürzen.

Als sie erwachte, hatten die beiden Bergsteiger längst die Hütte verlassen. Die Sonne schien bereits durch das Fenster. Toni berief sich mit dem Kellenden. Es trieb sie das Brutal hinaus. Sie hatte nur eine Schanz solten Zer-

zu sich genommen. Etwas Gebäd trug sie noch von Villach her im Rucksack.

Juweilen blieb sie stehen. Dann entnahm sie ihrer Manteltasche wieder und wieder den Zettel, den sie heute morgen neben dem Teckessel fand, las die salomische Kotis Kerchhoffs, die sie längst auswendig kannte:

Erwarten Sie mich hier. Unter Umständen können zwei Tage vergehen. Seien Sie nun gutes Wetter!

Ihre
E. Kerchhoff.
„Zwei Tage? Ah, du lieber, böser Mann, ein halbes Jahr warte ich auf dich, wenn es sein muß!“ lachte sie. Hier in der Feldwäldnis durfte sie ihn mit Hundert Rosenamen belegen, den Trenlosen, den sie liebte mit klatterndem Herzen.

Die Wand!
Wie ein furchtbar drohendes Ungelüm wuchs sie steil und links in den Himmel, mit ihren riesenhaften Ausmaßen alles Leben im Tal beherrschend und erdrückend. Nach oben schien sie ohne Uebergang in die Unendlichkeit zu münden.

Toni erschau. Da war wieder die milde Schicht, die schon gestern ihr Gnuen erweckt hatte.

Als sie denn am Einstieg in die Klattenwand stand, brauchte sie eine ganze Weile, bis sie sich soweit befreite, daß sie wieder einigermaßen logisch zu denken vermochte. Als Münchener Kind und als Vertraute des Bergfreundes Kerchhoff war sie gewöhnt an manche haarsträubende Felsgeheri gewöhnt, im Fels- und Gucksteingebiet hatte sie sich selbst mit Erfolg verlockt (und die Koffein-Madel verlangte schon den Einstieg der ganzen Verlässlichkeit!), aber noch nie — nicht einmal im Saargebirge — war sie von einer Mauer entsetzt bis zur Hilflosigkeit.

Dann bedurfte es der Trilala-Wortwand!
„Mein Gott, heißt es nicht, ich verfluche, wenn man da einsteigt?“ fragte sie sich, die Hände wie klüpfend an dem Kopf legend. Wenn Kerchhoff jetzt bei ihr gewesen wäre, hätte er sie sicher verlockt: „Dummes Gockel, wer hier verankert, gelangt in die unmittelbare Nähe Gottes! Und zwar auf dem geradesten und kürzesten Wege. Dem Alltagsmenschen zu entstehen, Gottes Nähe erschauend in seiner großartigen Natur zu spüren, ist doch wohl der höchste und beste Lohn für den Bergsteiger...“

Allerdings, diese Wand bedurfte darter und härtester Arbeit! Sie konnte nur unter Einsatz des Lebens gewonnen werden. Sie war nichts für Klammern und schmalhüftige Poetiker. In sie mußte man sich in einem verlässlichen Janatismus und Willen zum Sieg wahren. Dafür war auch der Gewinn unvergleichlich.

Das wußten die beiden Männer an besten, die nun schon zwei Stunden lang in Felskletterei hinter sich gebracht und doch erst einen winzigen Bruchteil der Höhe bezwungen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das war das Ende

Vom Waffenstillstand bis Versailles

Eine erschütternde, nach historischen Dokumenten verfaßte Darstellung der Ereignisse, die zum tragischen Tage von Versailles führten

13. Von Bruno Brehm

Copyright by Verlag Piper, München

Der Tiger Clemenceau hält die Beute fest

Am 25. April trat der französische Ministerrat zusammen, um den vom Räte der Vier festgesetzten Friedenspakt zu begutachten und gutzuheißen. Außer dem Präsidenten der Republik Poincaré und allen Ministern waren noch anwesend der Marschall von Frankreich Foch und die beiden an der Friedensdelegation teilnehmenden Herren Tardieu und Cambon. Die Zeit der Beratungen ging ihrem Ende entgegen; der Rat der Vier, der Rat der Fünf und die zweifelhafte Sonderkommission hatten seit Beginn der Beratungen am 12. Januar nicht weniger als 1902 Sitzungen abgehalten. Nun war man gereizt, müde, verdrossen und ungeduldig, man wollte hören, wie Clemenceau seinen Frieden vor dem Ministerrat verteidigen würde.

Da sah Clemenceau, das Haupt in die Hände gestützt, und hörte den Vortrag des Marschalls von Frankreich an, des Marschalls, der noch vor wenigen Tagen gemeinert und sich gewiegelt hatte, die Einladung zur Konferenz an die Deutschen weiterzugeben, weil er vorher nicht gehört worden war. Foch wollte noch ein letztesmal seine Warnung gegen solch einen Frieden erheben und sprach (wie all die Wochen, in denen er gegen Clemenceau Sturm gelassen war) vom Rhein und immer wieder vom Rhein als von der einzig möglichen Grenze Frankreichs. Die Minister wurden durch die Worte des Marschalls bis aufs Äußerste erregt; die Adler Napoleons blinnten auf, die Fahnen der französischen Revolution, von Napoleon getragen, wehten über ganz Deutschland, Georg Forster bot im Mainzer Klub im großen Jahre 1793 den Rhein als französische Grenze an. Wieder lag jenseits der Grenzen des zurückgewonnenen Elsaß-Lothringens das Reich offen da, durch welches so oft auf den Wegen des Sieges französische Heere marschiert waren. Die Marcellafeste rannte durch das Blut der lauschenden Männer.

Da sah Clemenceau und hörte mit gesenktem Lidern, ohne eine Miene zu verziehen, dem Marschall zu, welcher von allem, was während der endlosen Verhandlungen vorgegangen, so ganz und gar keine Ahnung hatte, hörte dieses kriegerische Kind, das auf seinen Forderungen des Ruhmes und der Ehre bestand und zwischen den Worten zu verhehlen gab, daß die ganze mühselige Arbeit, die Clemenceau mit der Regel in der Brust in all diesen Wochen geleistet hatte, einfach ein Verrat an Frankreich zu nennen sei. Erzbergers bei allen Waffenstillstandsverhandlungen zur Schau getragene Demut und Unterwürfigkeit, Erzbergers Bemühungen, ja recht schön brav zu sein, damit Foch den Deutschen verzeihe, hatten den Marschall ebenso verwöhnt wie Dr. Dorens Aufbruch zu einer rheinischen Republik. Aber Clemenceau hatte inzwischen mit einem andern Deutschen zu tun bekommen, und auf seine Aufforderung: „Die deutsche Delegation soll strengstens auf ihre Rolle beschränkt bleiben und nur Personen umfassen, die für ihre besondere Mission bestimmt sind“ hatte er vom Grafen Brodorski-Rankau die Antwort erhalten, man werde den Grafen von Haniel, zwei Geheimräte, zwei Bürobeamte und zwei Kanzleibeamten senden. Clemenceau hatte den Wind verstanden und eingeleitet, ja er hatte die beiden Kanzleibeamten der deutschen Antwort sogar seinen Ministern verschwiegen, weil das zu sehr nach Briefträgern ausah, die eine eingeschriebene Sendung abgeholt hatten.

Nachdem Foch seine Bedenken über den schlechten Frieden vorgebracht hatte, erhob er sich, packte seine Koffer in seine Aktentasche, grüßte kurz und entfernte sich mit den Herren Tardieu und Cambon.

Dieser Marschall hatte Clemenceau viel zu schaffen gemacht in den letzten Wochen und Clemenceau hatte sich von Wilson sagen lassen müssen: „Ich werde das amerikanische Heer seinem General anvertrauen, der seiner Regierung nicht gehorcht.“

„Alles, was der Marschall von Frankreich gesagt hat“, begann Clemenceau, „unterschreibe ich, billige ich, finde ich für richtig. Nicht richtig finde ich nur, daß er es gesagt hat. Seine Argumente für die Rheingrenze sind ebenso stark wie logisch. Es waren auch meine Argumente — aber sie waren es, sie mußten vor Notwendigkeiten weichen, die härter waren, als es mein Eiderstand sein konnte, wollte ich nicht die ganze Konferenz sprengen. Man hat mich — während ich mit Wilson die schwersten Kämpfe austragen hatte — immer wieder angegriffen, man hat mich offen und heimlich, leise hinter meinem Rücken und laut — ebenfalls hinter meinem Rücken — beschuldigt, daß ich den Frieden Frankreichs verderbe. Nun, ähnliche Anschuldigungen haben auch — allerdings nicht im Namen Frankreichs — Wilson und Lloyd George gegen mich erhoben, welche beide behaupteten, meine Forderungen seien mit einem Frieden überhaupt unvereinbar.“

Nun hat Lloyd George allerdings leicht reden, da England als Seemacht alle Eiderarbeiten erreicht hatte durch die Verzichtung der deutschen Flotte, durch die Wegnahme der deutschen Kolonien und durch die Zerstörung des deutschen

Ruhestandes. Frankreich als Kontinentalmacht — und darin stimme ich abermals mit Marschall Foch überein, hat in diesem Frieden nicht nur für seine eigene Eiderarbeit zu sorgen, sondern auch für die Sicherheit jener neugegründeten Staaten, die nun an Stelle Ruhestandes treten werden, um mit Frankreich vereint ein Wiedererstarken des geschlagenen Deutschland zu verhindern. Lloyd George hat dann endlich seinen Widerstand gegen unsere dringendsten Forderungen aufgegeben, als ich ihn zu einem kleinen Osterausflug durch unser zerstörtes Gebiet überreden konnte. Jetzt, da der Krieg beendet war, erblickte er gleich einem furchtbaren Traum noch einmal die kalte Asche all der furchtbaren Verbrechen, die Frankreich verwickelt hatten. Den Präsidenten Wilson habe ich dazu nicht zu überreden vermocht — denn auch seine kalten Augen hätten unter der Asche noch einen Funken entdeckt, der das Feuer der Rache in seinem Herzen entflammt hätte. Ich habe mir alle Mühe gegeben, bei Präsident Wilson die Rheingrenze durchzusetzen — es war genau so unmöglich wie den Anschluß des Saargebietes an Frankreich zu erzielen. Ich habe vor Put und Horn die Konferenz verlassen — und auch Wilson hat gedroht, heimzukehren, wenn ich meinen Widerstand nicht aufgebe. Wilson, der im Osten den Polen sehr vieles auf Kosten Deutschlands bewilligt hatte, war nicht dazu zu bringen, uns hier im Westen die gleichen Zugeständnisse zu machen. Hätte ich wie Orlando wegen Rume, das der Präsident auf keinen Fall an Italien abtreten will, die Konferenz verlassen sollen?“

„Italien hat dafür die Brennergrenze zugesichert bekommen“, warf Poincaré ein, „und Tirol ist ebenso von Deutschen bewohnt wie das Saargebiet oder das Rheinland.“

„Ich habe Wilson gegenüber den gleichen Einwand erhoben“, erwiderte Clemenceau, „er stellte sich taub, er glaubt nicht daran — oder er gibt an, es nicht zu glauben — daß Tirol deutsch sei, für ihn ist es österreichisch, und ich weiß nicht, was er sich darunter vorstellt.“

„Es muß aber doch festgelegt werden“, erwiderte Poincaré, „daß wir den Rhein als Grenze nicht erreicht haben.“

„Verziehen Sie mich nicht in die gleiche Lage“, erwiderte Clemenceau, „in die das italienische Volk Orlando gedrängt hat, dem er Rume nicht geben kann.“

„Von Rume steht auch nichts im Londoner Vertrag“, sagte Poincaré.

„Das gleiche behauptete Wilson von dem Saargebiet — er habe nie etwas davon gehört, daß es überhaupt so ein Gebiet gebe — und vom Rheintal — nie sei früher von der Rheingrenze Frankreichs die Rede gewesen. Hätte ich auch die Konferenz verlassen sollen? Dann wäre es Ihre Aufgabe gewesen, in Paris die amerikanische Volkskraft genau so unter militärischen Schutz zu stellen, wie man das jetzt in Rom tun muß, in Rom, wo man bei seiner Reise durch die Hauptstadt Wilson wie einen Gott empfangen hatte.“

Das, was ich erkräftigt und erreicht habe, als ich erkrankt hatte, daß ich die Forderungen nach einer gerechten Restitutions- und deutscher Zahlungsfähigkeit keinen Zusammenhang herstellen durfte. Wäre es nach dem Räte gegangen, den Oberst House und Mr. Davis unserem Bundesgenossen Lloyd George zulieferter, dann hätte man Deutschland für bankrott erklärt und wir hätten alle das Rascheln gehabt.

Nun aber werden die Deutschen einen unangenehmen Scheck zu unterschreiben haben — und der Ruf, den wir immer wieder hören: „Der Boche wird alles bezahlen!“ — wird uns erinnern, was wir fordern können. Deutschland kann nur zahlen, wenn ihm — sagen wir einmal — England — eine große Anleihe gibt. Reicht aber England den Deutschen Geld, dann richtet Deutschland mit seiner wiedererstehenden Industrie den englischen Handel zugrunde. Reicht also England, dem wir nicht gut dergleichen Selbstmordabsichten zumuten dürfen, den Deutschen nichts, dann kann Deutschlands Industrie nichts erzeugen, dann kann Deutschland nichts verkaufen, dann bekommt Deutschland kein Geld herein — und kann seine eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen.

Wir aber räumen den Rhein doch nur dann, wenn Deutschland seine Verpflichtungen gegen uns bis zum letzten Sou bezahlt und erfüllt hat. Tun sie das nicht, dann bleiben wir. Wir bleiben länger als fünfzehn Jahre, wir bleiben, wenn es sein muß, hundert Jahre — bis sie bezahlt, bis sie den letzten Sou bezahlt haben. Und verlegen die Boches, wenn wir den Rhein geräumt haben, eine Verpflichtung, gut, dann kommen wir wieder, dann stehen wir wieder am Rhein. Ist das nicht ebenlogisch, als ob wir den Rhein hätten? Haben Sie sich einmal die Zahlen überlegt, die Deutschland zahlen muß? Dann tun Sie es doch gefälligst, dann können Sie sich ordnen, wie lange wir am Rhein bleiben werden. Warum fordern Sie denn nicht eine einfache Annexion des Rheinlandes? Warum arbeiten Sie mit Mangel hinter meinem Rücken für die Errichtung einer rheinischen Republik? So sicher wie diese Republik — so sicher ist die Dauer

meiner Besatzungszeit auch. Sehen Sie, Sie scheuten solch ein unpopuläres Wort in der Zeit des Selbstbestimmungsrechtes der Völker — Sie fürchten selbst, das Ohr der Welt durch das Wort Annexion zu beleidigen. Warum wollen Sie die Boche, die ich mit großer Mühe und nach harten Kämpfen gebaut habe, nicht betreten? Glauben Sie mir, ich war genau Ihrer Meinung, ich trug mich mit den gleichen Plänen, mein Herz hatte die selben Wünsche, die in Ihren Herzen brennen. Das Rheinland wird entmilitarisiert, eine fünfzig Kilometer breite Zone am rechten Ufer muß sich denselben Bedingungen unterziehen. Bedenken Sie doch immer, daß wir den Krieg nicht allein gewonnen haben, hatten Sie sich doch vor Augen, daß uns die halbe Welt zu Hilfe kommen mußte, ja, daß wir selbst die Schwarzen heranziehen mußten, um die Boches zu besiegen. Mebrigens habe ich eine Bedingung Wilsons, daß eingeborene Truppen nicht in europäischen Kämpfe verwickelt werden dürfen, abgelehnt. Aber wir können nun doch nicht auf einmal sagen: Jetzt nehmen wir uns das! — Verzeiht — hätten die Engländer und die Amerikaner gesagt — wir haben gemeinsam die Bestie zur Strecke gebracht — ihr könnt nicht die ganze Haut allein haben.

Hätte nach dem Frankfurter Vertrag jemand das zu sagen gewagt, was heute der Marschall von Frankreich hier gesagt hat: ein Friede, der uns nur Elend und Notbringen wiedergibt, ist der Friede eines besetzten Landes?

Marschall Foch — und alle, die von seiner Partei sind, sollen sich trösten, wir bleiben am Rhein, bis die Deutschen gezahlt haben. Sie haben gehört, was das heißt und Sie können sich vorstellen, wie lange das dauern wird.“

Clemenceau machte eine kleine Pause und wandte sich dann an Poincaré: „Der Präsident, Sie sind viel jünger als ich. Ich werde in fünfzehn Jahren nicht mehr leben. Nach fünfzehn Jahren werden die Deutschen nicht alle Klauseln des Vertrages erfüllt haben. Wenn Sie mir nach fünfzehn Jahren die Ehre erweisen, mein Grab zu besuchen, dann werden Sie mir — davon bin ich überzeugt — sagen können: Wir stehen am Rhein und bleiben am Rhein.“

Das war ein Frankenschlag des Tigers, der alte Mann hatte von seinem Tode gesprochen, und leichter Schauer überfegte alle. Hin und wieder wurde noch eine Einwendung oder eine Frage erhoben — dann wurde der Vertrag einstimmig angenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundfunkprogramm

Donnerstag, 15. Dezember. 6.15 a. M.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Glucker); 7.15 M. R.; 7.30—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.; 10.05 a. M.: Virtuose Klaviermusik; 10.35 a. M.: Vortragsabend; 11.05 J. B. R.; 11.55 M.; 12.00 a. M.: Unterhaltungskonzert; 13.15 J. B. R.; 13.30 aus Köln: Mittagskonzert; 14.30 Spanischer Sprachunterricht; 15.00—15.30 Englischer Sprachunterricht für Anf.; 15.30—16.30 Stunde der Jugend (für die 14—17jährigen); 17.00 Nachmittagskonzert; 18.15 M. R.; 18.25 Vortrag von Dr. Ernst Müller: Die Situation unserer Literatur; 18.50 Amtsgeschäftsdirektor Dr. Kallee spricht über „Die Weihnachts-Gratifikation“; 19.15 J. B. R.; 19.30 Volkstümliches Konzert; 20.00 a. M.: Hamburg: Schauspielerabend. Eine weitere Stunde; 21.00 a. M.: Hamburg: Volkstümliches Konzert; 22.00 Althons Saquet spricht eigene Dichtungen; 22.30 J. B. R.; 22.45 bis 24.00 Die Mailänder Scala (Schallplatten).

Freitag, 16. Dezember. a. M.: 6.15 J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Glucker); 7.15 M. R.; 7.30—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.; 10.05 Vortragsabend; 10.35 a. M.: Alte und neue Musik um das Christkind; 11.05 J. B. R.; 11.55 M.; 12.00 a. M.: München: Mittagskonzert; 13.15 J. B. R.; 13.30 a. M.: Schneebericht; 13.30 a. M.: Neue Unterhaltungsmusik; 15.00 bis 15.30 Englischer Sprachunterricht für Fortgeschrittene; 16.30 Vortrag von Luise Hainlein: Der Seefisch in Wirtschaft und Haushalt; 17.00 Originalwerke für Vibraphon, Bratsche und Flöte; 17.30 a. M.: Nürnberg: Nachmittagskonzert; 18.15 M. R.; 18.25 Vortrag von G. Reutlinger: Die deutsche Weinenzucht und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung; 18.50 aus Mbn.: Kerstevortrag: Von gesunden Kindern, die nicht essen wollen; 19.15 J. B. R.; 19.30 „Lichtstaben“; 20.15 Variété für Orchester; 21.10 a. M.: Senfentele sehen durch Deutschland, Südland; 22.20 J. B. R. Sportbericht; 22.45 Die neuesten Schallplatten; 23.00 Trotz der Nacht, Wabodidie aus Gedichten von Hermann Basse; 23.30—24.00 a. M.: Alte Tanzmusik.

Samstag, 17. Dezember. 6.15 a. M.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Glucker); 7.15 M. R.; 7.30—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.; 10.05 a. M.: Karlse. Kammermusik; 11.05 J. B. R.; 11.30 Wetter- und Schneebericht; 12.30 Klaviermusik schwedischer Komponisten; 13.00 Vokalensemble; 13.30 Mittagskonzert; 14.30 J. B. R.; 14.40 Heinrich Schaff-Bertoungens; 15.10 Dichtergedichte auf den Landstraßen der Welt; 16.30 a. M.: Stunde der Jugend (1. für Kinder vom 8. Jahre ab, 2. für Kinder vom 10. Jahre ab); 16.30 Caruso singt (Schallplatten); 17.00 a. M.: München: Nachmittagskonzert; 18.15 Sportbericht; 18.25 Vortrag von Dr. E. Müller: Welche Umstände sind für die Höhe des Strompreises ausschlaggebend?; 18.50 Vortrag von Dr. Ing. E. Kaufmann: Das Rattai-Gebiet — ein Weltwunder; 19.15 J. B. R. Schneebericht; 19.30 Seltene geistige Arien; 20.00 a. M.: Berlin: Großes Funk-Konzert, Berlin singt, 1. Teil: Ober; 22.00 J. B. Schneebericht; 23. R.; 23.25 a. M.: Tanzmusik auf Schallplatten; 23.00—24.00 a. M.: Berlin: Großes Funk-Konzert, Berlin singt, 2. Teil: Operette.

Beim großen Reinemachen muß man sich zu helfen wissen!



Dann geht es wie am Schnürchen. Nacheinander kommen Badewannen, Waschtische, Toiletten, Böden, Fenster, Türen, Glas, Porzellan, Kristall und alles Gerät zu einem Glanz, daß einem das Herz im Leibe lacht! Für wenige Pfennige eine strahlend saubere Wohnung in der halben Zeit wie sonst! Wenn die ganze Wohnung lacht, hat sie reingemacht!



Die schnellste Hilfe beim Großreinemachen!

Hergestellt in den Persilwerken.

